

Corporate Anarchy

Nils Honne

Corporate Anarchy

Gier ist tödlich

Roman



1

Als ich das Loch in meiner Brust bemerkte, musste ich lachen. Es war ein kümmerliches Lachen, ein kraftloser Seufzer, der sich aus der Ironie der Situation ergab. Mein Hochmut, mein Zorn, meine Schuld, alles komprimierte sich in diesem keuchenden Gelächter. Es war alles da, man musste nur genau hinhören. Die zerplatzten Träume, die enttäuschten Hoffnungen, die falschen Entscheidungen, der Irrglaube an eine gerechte Welt. Alles, woran ich glaubte, reduzierte sich in diesem Moment zu einem Bedauern. Das letzte Jahr hatte ich damit verschwendet, einer Illusion hinterherzujagen. Das wurde mir nun bewusst. Alles was war, alles was blieb, war mein kaputtes Lachen, das in der Nacht verhallte.

Für einen Moment ignorierte ich den glühenden Schmerz, der sich spiralförmig in meiner Brust ausbreitete, und betrachtete die Wunde unterhalb meines Schlüsselbeins. Eine feine Rauchsäule stieg aus ihr auf. Anmutig schwebte sie über meiner Brust und emittierte einen beißenden Geruch nach verbranntem Fleisch und Schwefel. Trotz Regen und Wind stand sie für einige Sekunden aufrecht als Zeuge des größten Fehlers, den ich je begangen hatte. Ein Irrtum mit einem Namen: Lennard.

Mit ausgestrecktem Arm stand er immer noch hinter mir, die Pistole in seiner Hand wie ein Fingerzeig Gottes. Die blinkenden Schilder der Schaustellerbuden spannten sich über ihm und leuchteten einem Heiligenschein gleich über seinem Kopf.

„Bleib stehen“, hatte er gesagt, und ich Idiot gehorchte, so wie ich es immer tat. Dann drückte er ab. Erschossen von meinem besten Freund. Ich hatte geahnt, dass Lennard mein Ende sein würde. Ich hatte nur nicht gedacht, dass seine Hand meinen Tod bedeuten würde. Die Jahrmarktslichter zogen in dichten Schlieren an mir vorbei. Belangloses Orgelgedudel, beißende Sprengstoffrückstände und die schwere Süße von Zuckerwatte erfüllten die Luft. Zehn Gramm Sprengstoff reichten aus, um einen Baum in einen Haufen loser Moleküle zu verwandeln. Lennard hatte die Luft mit der doppelten Menge angereichert.

Mir wurde schlecht. Schmerz erfüllte meine Gliedmaßen. Die Rauchsäule vor meiner Brust löste sich auf und gab ein Loch in der Größe einer Münze frei. Blut quoll hervor und mit jedem lachenden Seufzer verstärkte ich den pulsierenden Strom. Neugierig und

fassungslos zugleich studierte ich die Wunde, und je länger ich sie betrachtete, desto mehr zerrte die Schwerkraft an meinen zitternden Beinen. Ich kollabierte, still und leise, und erst der Asphalt vor dem glitzernden Karussell hielt mich auf. Mein Gesicht landete in einer Pfütze. So wollte ich nicht sterben. Mit letzter Kraft drehte ich mich auf den Rücken. Die grellen Lichter flackerten unruhig über mir. Ich spürte, wie das Blut aus mir herausfloss und sich unter mir sammelte. Zwischen all den Kinderkarussellen, Achterbahnen, Jahrmarktsbuden und Geisterhäusern reduzierte sich meine Existenz auf das verzweifelte Warten auf den nächsten Herzschlag. Schlag. Schlag einfach weiter.

Lennard, dieser verdammte Wichser.

Langsam kam er zu mir und kniete sich neben mich. Seine schwarze Windjacke und Skimaske waren scharlachrot gesprenkelt. Hypnotisch starrten mich Lennards kalte blaue Augen an. Zwei Abgründe in mitten einer schwarzen Stoffwand. Dann zog er die Skimaske bis zu seinem Mund hoch und beugte sich zu meinem Ohr, als wollte er mir Mut zusprechen. Brennende Schnipsel prasselten auf ihn nieder. Mit einem Knopfdruck hatte er eine Million Euro in Konfetti verwandelt. Es ging nicht ums Geld. Darum ging es nie. Es ging um etwas anderes, etwas viel Schlimmeres: ums Prinzip.

„Leb wohl, alter Freund“, flüsterte er, obwohl außer uns niemand mehr auf dem Platz war. „Bald hast du es hinter dir.“ Dann strich er über mein Haar und verschwand in der Nacht.

Wenn ich etwas im letzten Jahr gelernt hatte, dann dass es die kleine Dinge waren, die über Leben und Tod entschieden. Ein Zentimeter weiter links oder rechts ergab in der Gleichung des Lebens einen völlig anderen Ausgang. Soweit ich das beurteilen konnte, hatte die Kugel meinen Deltamuskel und meinen rechten Brustmuskel durchschlagen, was erklärte, warum ich meinen Arm nicht mehr heben konnte. Irgendwo zwischen erstem und drittem Rippenpaar war das Projektil ausgetreten, ungefähr dort, wo die rechte Unterschlüsselbeinarterie oberhalb des Lungenflügels vom Gefäßstamm abzweigt und sich die Lymphknoten zu einer fleischigen Perlenkette auffädeln. Wenn das Geschoss etwas davon getroffen hatte, war mein Ende nah. Dann dauerte es höchstens noch einige Minuten. War es die Lunge, brauchte es etwas länger, bis ich an meinem eigenen Blut erstickte. Vielleicht war die Kugel auch an einem Knochen zersplittert und die Bruchstücke hatten sich durch meinen Torso

gebohrt. Hatten Magen, Nieren oder Leber perforiert. In dem Fall stand mir ein langer, schmerzhafter Todeskampf bevor, bei dem sich Magen- und Harnsäuren zu einem Cocktail verbanden und meine Eingeweide zersetzten. Ich bedachte die Fakten, verband die Informationen und versuchte, sinnvolle Szenarien daraus zu bilden. Jeder Faktor drängte mit voller Wucht in mein Bewusstsein und floss in meine Berechnungen ein. Alles war wichtig und konnte über Leben und Tod entscheiden. Ich musste einen kühlen Kopf bewahren. Ich musste funktionieren. So, wie Lennard es mir beigebracht hatte. Für ihn war das Leben immer nur eine Rechenaufgabe, die es zu lösen galt. Etwas, dem man am besten ohne Emotionen und mit gesteigerter Rationalität begegnete.

„Das Universum strebt stets dem größtmöglichen Chaos entgegen“, hatte er mir einmal erklärt. Akzeptierte man diese Tatsache, wurde das Leben zu einer kalkulierbaren Gleichung. Es wurde zu einer Frage von Formeln und Variablen, die es zu bedenken galt. Zu Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten, die man nutzen musste, um die Realität in die gewünschten Bahnen zu lenken. Alles war miteinander verbunden. Ein Umstand bedingte den anderen. Wenn man sich dieser Gewissheit hingab, reduzierte sich die Welt auf ein Labyrinth aus Dominosteinen.

Seit unserer ersten Begegnung infiltrierten Lennards Ideen und Ansichten meine Wahrnehmung, besetzten Gebiete, kappten Verbindungen und schufen neue. Bis ich das Gefühl hatte, alles und zugleich nichts mehr zu wissen. Es dauerte ewig, bis ich begriff, dass ich nur einen weiteren Dominostein in seiner Gleichung darstellte. Doch als es so weit war, war es bereits zu spät.

Meine Atmung verlangsamte sich. Obwohl der Regen unaufhörlich das Blut fortspülte, füllte sich die Wunde immer wieder von Neuem mit Flüssen aus Hämoglobin. War es ein Zentimeter zu viel oder zu wenig? Ich sah zu den leblosen Körpern von David Larson und seinem Leibwächter. In Larsons Gesicht war die Überraschung über seinen eigenen Tod eingebrannt. Fast hätte er es geschafft, fast hätte er das Leben seiner Tochter gerettet. Zumindest dachte er das. Er konnte nicht wissen, dass ihr Tod kein Unfall war, sondern das eigentliche Ziel der Operation. Selbst ich hatte es nicht gewusst. Nur Lennard hatte den wahren Plan gekannt. Wie immer.

Ich hatte immer gehofft, dass ich den Tod akzeptieren könnte, wenn er an meine Türe klopfte. Ich wollte ihm ruhig und gelassen

begegnen. Ihn als das ansehen, was er war. Die ultimative Konsequenz meines Lebens. Auf keinen Fall wollte ich so enden wie die anderen. Um jede Sekunde, jeden Atemzug betteln und mich in sinnlose Gebete und Bekundungen der Besserung flüchten. Ich wollte mich dem Unausweichlichen stellen und in Würde sterben. Nur fiel das schwer, wenn einem aus allen Öffnungen Körperflüssigkeiten schossen. Der Tod hatte nichts Würdevolles zu bieten, nur grausame Ernüchterung und endloses Bedauern. Das war's. Das war alles, was du aus deinem kümmerlichen Leben gemacht hast. Game over.

Ein kalter Schauer lief mir über den Rücken. Hatte ich bereits zu viel Blut verloren? Oder lag es am Regen? Larson. Meißner. Rumpin. Joster. Immer neue Namen schossen mir durch den Kopf. So viele Täter, so viele Opfer. Der Weg in die Hölle war gepflastert mit guten Vorsätzen. Eine bleierne Müdigkeit erfasste mich und löschte alle Lichter. Fuck. Ich wollte nicht sterben. Achtundzwanzig war kein gutes Alter zum Sterben. Ich schloss meine Augen und begab mich in meinen privaten Kinosaal, wo alles in Zeitlupe vor meinem geistigen Auge ablief. Ich konnte das Ende kommen sehen. Mein gesamtes Leben zog als mehrdimensionale Filmspur an mir vorbei. In bunten Farben zerplatzten meine Erinnerungen und formten ein plastisches Gedächtnis, das alles enthielt, was mich ausmachte. Zum ersten Mal seit Langem war ich wieder Herr über mein eigenes Leben. Ich konnte alles berühren und formen, wie es mir beliebte. Alles fühlte sich richtig an, rein und unbelastet. Ich konnte Geschehenes vorbeiziehen lassen oder an ihm festhalten. Alles löste sich in Fragmente der Zeit auf, wurde geteilt und wieder neu zusammengesetzt, bis die Impressionen zu einem Kaleidoskop der Vergangenheit zerflossen. Ich wurde zum Regisseur meines eigenen Daseins. Jeder Punkt meiner Existenz ließ sich ansteuern. Ich musste nur die richtigen Tasten drücken. Einen Moment lang hielt ich inne. Dann betätigte ich die Rückspultaste.

2

Play.

Da war dieses Mädchen. Ich bemerkte es, als ich auf der Suche nach dem Thunfisch in den endlosen Supermarktgängen die Orientierung verlor und in der Spielwarenabteilung landete. Die Kleine war keine drei Jahre alt. In ihren Händen hielt sie eine Plastikpuppe, die sie kurz zuvor aus dem Regal genommen hatte, und nuckelte an ihren Fingern. Es war eine von diesen Puppen mit Sprachmodul, die jedes Mal, wenn man sie drückte, „Ich hab dich lieb“ sagte und Dolly Blue oder Candyrella hieß. Der Puppenarm glänzte unwirklich von dem Speichelfilm, der sich darauf gebildet hatte und auf den frisch gebohnerten Boden tropfte. Mit funkelnden Augen musterte das Mädchen das Puppenbaby, streichelte ihm über den Kopf und testete die Beweglichkeit seiner Arme. Als sie alles zufriedenstellte, presste sie das Baby fest an ihre Brust, als wolle sie ihre neue Gefährtin nie mehr loslassen. „Ich hab dich lieb“, sagte die Puppe wie zum Dank und das Mädchen strahlte. Dieses Baby war nun ihr Baby. Daran bestand kein Zweifel. Sie wirkte so glücklich. Umso mehr brach es mir das Herz, dass ich ihr Glück zerstören musste.

Bereits seit einigen Minuten quälte mich ein würgender Ekel bei dem Gedanken, wie sich die chemischen Weichmacher aus dem Plastik lösten, sich mit ihrem Speichel vermischten und ihre Kehle hinabflossen, um von dort aus ihren Körper zu vergiften. Obwohl ich zwei Meter entfernt stand, verätzte mir der penetrante Gestank nach Plastik die Nasennebenhöhlen. Es roch nach einer Billigproduktion aus Fernost, aus China oder Vietnam oder wo es sonst gerade wirtschaftlich effizient war, zu produzieren. Dieses „Baby“ konnte dazu führen, dass das Mädchen vielleicht niemals welche bekam. Ich wusste das. Aber wie sollte ich das dem Mädchen begreiflich machen? Wie erklärte man einer Dreijährigen, dass die in der Puppe enthaltenen Phthalate hormonelle Schadstoffe waren, die ihren Östrogenhaushalt ins Chaos stürzten und dafür sorgen konnten, dass sie mit neun in die Pubertät kam, dass die polyzyklischen aromatischen Kohlenwasserstoffe ihr Erbgut schädigten, karzinogen wirkten und die bromierten Flammschutzmittel ihr Nervensystem zersetzen konnten? Aber was am schlimmsten war, wie erklärte man ihr, warum sie in einer Welt lebte, in der sie so etwas wissen musste.

Ich sah mich um, in der Hoffnung, ihre Mutter zu finden. Doch da war niemand. Wir waren allein in dem Gang. Ich musste handeln. Langsam näherte ich mich.

„Das ist nicht gut für dich“, sagte ich, als ich neben ihr stehen blieb. Doch die Kleine nahm mich nicht wahr. Behutsam tippte ich ihr auf die Schulter. Mit großen Augen sah sie mich an. Trotz meines drahtigen, gerade mal ein Meter siebzig großen Körpers musste ich wie ein Riese wirken, der in ihre Welt eindrang.

„Tut mir leid.“

Vorsichtig zog ich an dem Puppenarm und versuchte, ihn dem Mädchen aus dem Mund zu ziehen, wie bei einem Hund, der sich in die Fernbedienung verbissen hat. Doch das Mädchen wollte sein Spielzeug nicht hergeben und verstärkte die Umklammerung. Ich rief „Aus“, aber da die Kleine kein Golden Retriever war, reagierte sie nicht. Ich konnte noch nie gut mit Kindern. Oder Menschen. Ich atmete durch, um genug Kraft für das Unausweichliche zu sammeln. Es gab keinen einfachen Weg, um sie von der Chemiebombe zu lösen. Den gab es nie. Ich schluckte mein schlechtes Gewissen hinunter, packte die Puppe an ihrem Kleid und riss sie ihr mit einem kraftvollen Ruck aus den Händen.

Das Mädchen erschrak. Verängstigt sah sie mich an und ihr Blick bohrte sich direkt in mein Herz. Schlagartig wurden ihre Augen glasig und Tränen kullerten ihre Wangen hinab. Ich fühlte mich wie ein Monster.

In dem Moment kam eine Frau um die Ecke. Ihr Smartphone in der einen Hand, einen halb gefüllten Einkaufskorb in der anderen, trippelte sie auf ihren glänzenden Pumps auf uns zu. Sie wirkte angespannt und diktierte ihrem Gesprächspartner getetzt einige Änderungen für eine Präsentation. Zwischen den Worten „Synergieeffekt“ und „strukturelle Anpassung“ ließ sie ihren Blick genervt durch die Spielwarenabteilung schweifen. Das kleine Mädchen lief zu ihr und suchte Schutz unter dem knielangen Rock ihrer Mutter. Im ersten Moment drängte sie die Kleine aus Angst um die Knitterfreiheit ihres Rockes von sich. Doch als sie bemerkte, wie verängstigt das Kind war, und mich mit der Puppe entdeckte, zog sie das Mädchen an sich und warf mir einen Blick zu, der mich geradewegs zu einem Kinderschänder degradierte.

„Lassen Sie meine Tochter in Ruhe“, schrie die Frau, ohne ihr Handy vom Ohr zu nehmen.

„Sie verstehen das falsch“, versuchte ich sie zu beschwichtigen.
„Es ist nur wegen der Puppe ... Ich wollte sie beschützen.“

„Verschwinden Sie, sonst sind Sie es, der Schutz braucht.“

Ich wollte kontern, doch ich ließ davon ab und biss mir auf die Unterlippe. Es hatte keinen Sinn. Sie wollte es nicht verstehen. Keiner wollte es verstehen. Mit gesenktem Haupt suchte ich das Weite. Ich hätte das nicht tun sollen. Aber wegsehen konnte ich auch nicht. Das konnte ich noch nie. Auch wenn sich mein Leben dadurch jedes Mal aufs Neue in ein Drama verwandelte. Die Menschen wollten nicht belehrt werden. Sie wollten nichts von dem Wahnsinn der Konsumwelt hören, von Weichmachern und Pestizidrückständen. Sie wollten nicht wissen, dass der Schinken auf ihrer Fertiggipizza aus Fleischabfällen, Wasser und chemischen Geschmacksverstärkern bestand und der Käse darauf bloß ein Imitat war. Sie wollten nichts von Spaltböden in Massentierhaltungen, Klonfleisch, genmanipuliertem Soja, Fungizidbelastungen oder krebserregenden Aromastoffen wissen. Sie sagten es vielleicht, aber wirklich wissen wollten sie es nicht. Sie wollten viel lieber ihr bequemes Leben weiterleben, in dem Fleisch immer billig war, probiotische Joghurts das Immunsystem verbesserten und die Weltmeere niemals leergefischt wurden. Ein Leben, das sie nicht permanent überforderte. Ein Leben, das ich schon lange nicht mehr führte.

Die Krankenhausbeleuchtung des Supermarktes spiegelte sich in dem Wegweiser über meinem Kopf, der an dünnen Seilen von der Decke hing. Mit zusammengekniffenen Augen blickte ich hoch und fuhr mir durch die Haare. Links ging es in die Getränkeabteilung, rechts zu den Konservendosen. Ich bog nach rechts und schob meinen Einkaufswagen den Gang entlang. Das verängstigte Gesicht des Mädchens spukte durch meinen Kopf. Ich hoffte, es würde nicht zu lange dort bleiben. Jemand hatte Orangensaft ausgeschüttet, weshalb meine Füße bei jedem Schritt ein klebriges Geräusch machten, als würde man über alten Kaugummi laufen. Ein belangloser Easy-Listening-Shopping-Musik-Mix erfüllte den Markt, der regelmäßig von unverständlichen Silben unterbrochen wurde.

„Reingunkraft Gang vierundzwanzg“, nuschelte eine Stimme aus den Lautsprechern.

In den endlosen Gängen tummelten sich hauptsächlich Menschen, die gerade von der Arbeit kamen und noch schnell ihren Einkauf erledigten, bevor es in den Feierabend ging. Einsame Seelen, die in einer Art automatisiertem Ablauf immer die gleichen Produkte in

ihre Einkaufskörbe legten. Sie taten es stumm und ohne einen Gedanken daran zu verlieren. Mikrowellengerichte, Fertigsalatsmischungen, Diätlimos. Die Menschen variierten, ihre Einkäufe blieben dieselben. Manchmal beneidete ich sie um ihre Unwissenheit und die Leichtigkeit, mit der sie ihren Einkauf meisterten. Wie sie es schafften, durchs Leben zu gehen, ohne an dem Wahnsinn um sie herum zu verzweifeln. Doch meistens bedrückte es mich, und in diesen Momenten machte ich sie für alles Schlechte auf der Welt verantwortlich, das sie mit ihrer Unwissenheit erst ermöglichten. Weil sie sich nur für ihre kleine Existenz interessierten, für Schlussverkäufe, Modetrends und Abnehmkuren, und alles Unbequeme ausblendeten. Die braven Konsumenten, deren einziges Lebensziel das nächste Schnäppchen war.

Obwohl die Klimaanlage für beständige einundzwanzig Grad sorgte, spürte ich eine unangenehme Hitze, die sich unter meiner Sportjacke ausbreitete. Selbst als ich den Reißverschluss öffnete und frische Luft unter mein Shirt beförderte, verschaffte mir das keine Abkühlung. Die Hitze stieg immer weiter auf, beschleunigte meine Atmung und ließ meine Bronchien verkrampfen. Schweißtropfen bildeten sich auf meiner Stirn. Mit zittriger Hand wischte ich mir die Haare aus dem Gesicht und fixierte sie hinter meinem rechten Ohr. Um mich herum wuchsen die Regale zu Steilwänden, Gänge streckten sich in die Unendlichkeit und Verpackungen reduzierten sich zu bunten Pixeln. Neben einem Turm aus Konservendosen blieb ich stehen und lehnte mich an ein Regal, um meine wackligen Beine zu stabilisieren. „Atmen, einfach atmen“, sagte ich mir in Gedanken. Doch es half nichts. Die Panikattacke war stärker.

Ich kannte das Gefühl, wenn ich in die Einsamkeit einer Panikattacke abtauchte und in aller Stille implodierte, während der Rest der Welt sich weiterdrehte. Ich kannte diesen Zustand nur zu gut. Ich hatte Stress, unsagbaren Stress, der in meiner Magengrube zu einem Geschwür anwuchs und meinen Körper mit Hormonen überschüttete. Schuld war diese Leere, die mich seit längerer Zeit begleitete. Eine Leere, die sich nicht füllen lassen wollte. Ich wusste nicht mehr, seit wann sie da war, ich wusste nur, dass sie nicht mehr verschwinden wollte. Es war ein Gefühl der Ohnmacht, als würde man einen Autounfall beobachten, der direkt vor einem ablief, aber keine Möglichkeit bot, etwas am Ausgang zu ändern. Man konnte nur danebenstehen und zusehen, wie das Unheil seinen Lauf nahm.

Während des Tages nahm meine Panik immer neue Formen an, mal war es ein Pochen unter der Schädeldecke, mal ein stechender Schmerz in meiner Brust, aber immer löste sie eine tiefe Traurigkeit aus, die mich von einem Moment auf den anderen lähmte. Zu Beginn war ich einfach im Bett liegen geblieben und hatte gehofft, das Gefühl würde von alleine verschwinden. Ich zog die Decke über meinen Kopf, sodass meine Zehen frei lagen, und malte mir aus, die Leere würde die Gestalt eines Luftballons annehmen und einfachen Himmel schweben. Zeitweise war der Zustand so stark, dass es mir schwerfiel, mich an die Zeit vor der Leere zu erinnern. An die Zeit, wo ich Dinge unbeschwert erledigen konnte. Als es mich keine Überwindung kostete, die Wohnung zu verlassen, und ich mich mit Menschen unterhalten konnte, ohne ihnen Vorwürfe zu machen.

Wissen ist Macht. Aber zu viel Wissen macht machtlos. Nichts hat mich mehr aus der Bahn geworfen als diese einfache Erkenntnis. Am Anfang meiner Misere stand der Wunsch nach einer besseren Welt. Ich wollte keiner dieser Konsumzombies mehr sein, die mit jedem Einkauf den Planeten zerstörten. Ich ertrug die Schuld nicht mehr, die ich mit jeder meiner Handlungen auf mich lud. Ich wollte, dass sich etwas ändert. Damals dachte ich noch, dass ich etwas bewirken konnte, dass der Wandel im Kleinen zu etwas Größerem führte. Ich begann daher, mein Konsumverhalten ethischen und moralischen Ansprüchen zu unterwerfen. Mir war es nicht mehr wichtig, was das billigste oder neueste Produkt war, sondern ob es aus biologischem Anbau stammte, ob dafür der Regenwald abgeholzt oder Kinder ausgebeutet wurden. Mein Ziel war es, nur noch das zu kaufen, was den geringsten Schaden anrichtete. Um sich allerdings richtig entscheiden zu können, musste man wissen, was das Richtige war. Ich verbrachte daher einen Großteil meiner Zeit damit, Testberichte zu lesen, Ratgeber für nachhaltigen Konsum zu studieren und in Onlineforen über die ökologischen Vor- und Nachteile von Palmöl und die Auswirkungen von Glutamat zu diskutieren. Ich sah mir nächtelang Dokumentationen an, über Wasserkonzerne, den Abbau von Diamanten, giftige Färbemittel oder das Platzen der Immobilienblase. Ich las Studien zu Kreditderivaten und demografischen Entwicklungen, kaufte mir Bücher über die Globalisierung und internationale Finanzverflechtungen, über die Entstehung der Weltbank und Lobbyistenverbände, abonnierte Umweltblogs und arbeitete mich durch NGO-Berichte. Ich war schon immer interes-

siert an den Dingen, doch in diesem Jahr bekam mein Wissensdrang eine spezielle, ideologische Richtung und ich spürte, dass sich etwas in meiner Denkweise zu ändern begann. Mein Bedürfnis nach Information entwickelte sich zu einer Sucht, die mich immer tiefer in die Abgründe unserer Zivilisation vordringen ließ. Ich saugte alles auf, mit dem Ergebnis, dass wirre Gedankenketten in Endlosschleife durch meine Synapsen rasten.

Auf jeden europäischen Parlamentarier kamen zwanzig Lobbyisten. Ein Viertel aller Säugetiere und ein Drittel aller Amphibien waren vom Aussterben bedroht. Das am stärksten belastete Lebensmittel war Muttermilch. Jedes Jahr starben zehn Menschen durch Haie und zweihundert Millionen Haie durch Menschen. Die Menschheit emittierte pro Jahr 30 Milliarden Tonnen Kohlendioxid in die Atmosphäre. Richard Fuld, der ehemalige CEO von Lehman Brothers, verdiente in den letzten Jahren vor der Insolvenz knapp 500 Millionen Dollar. 88 Prozent der Fischgründe in den EU-Gewässern waren überfischt. Man benötigte 15.500 Liter Wasser für die Herstellung von einem Kilo Rindfleisch. Ein Drittel aller Schweine aus Massentierhaltung waren noch bei Bewusstsein, wenn sie ins Siedebad kamen. Wie ein Schwamm saugte ich die Informationen auf, verknüpfte und analysierte sie, bis ein Wissensbaum mit endlosen Verzweigungen entstand, der mit jeder weiteren Verästelung meine Sicht auf die Welt verdichtete. Immer mehr Fakten drängten sich in meinem Gehirn, wucherten und mutierten dort zu einem verworrenen Konstrukt. Mit jeder neuen Information kappte ich mögliche Optionen und beschränkte mich auf die wenigen verbliebenen, moralisch vertretbaren Wege, die sich aus meinem neuen Wissensstand ergaben. Zu Beginn war das kein Problem, denn der Informationsvorsprung gab mir ein Gefühl der Rechtschaffenheit, die Sicherheit, das Richtige zu tun. Doch mit fortschreitender Zeit und steigendem Bildungsgrad schränkte mein Wissen mich ein und ich lief immer dieselben ausgetretenen Wege des Labyrinths entlang, bis ich erkannte, dass mein Denken in die Einbahnstraße der Hoffnungslosigkeit mündete. Ich war verloren. Denn bei all meinem Wissensdrang hatte ich eine entscheidende Tatsache übersehen: Ein Mensch konnte nur ein bestimmtes Maß an Informationen dieser Art ertragen, ohne daran zugrunde zu gehen. Den Rest verdrängte er. Doch diese unsichtbare Schwelle hatte ich längst überschritten. Mein Wissensstand hatte die kritische Masse erreicht und begann nun, meine Gedanken zu ver-

strahlen. Ich hatte das fragile Gleichgewicht aus Wissen und Glück nachhaltig gestört. Irgendwann schwirrten nur noch die Probleme und Abscheulichkeiten der Welt durch meinen Kopf. Wenn es im Herbst über zwanzig Grad warm war und alle das Wetter genossen, machte ich mir Sorgen um die globale Erwärmung, um tauende Methanfelder in Sibirien, darüber, dass die Polkappen schmolzen und der Golfstrom versiegte. War ich zum Sushi eingeladen, brachte ich keinen Bissen herunter, weil ich an die Überfischung der Meere denken musste, an Treibnetzjagden und gestrandete Wale. Betrat ich eine Bank, überkam mich eine unbändige Wut auf das System der Eier und ein Gefühl der Machtlosigkeit erfasste mich. Es war vor allem diese Machtlosigkeit, die mir zu schaffen machte. Denn je mehr ich mir der Probleme unserer Zeit bewusst wurde, desto mehr erkannte ich, dass ich wenig dagegen unternehmen konnte. Wo sollte ich anfangen, wo sollte ich aufhören? Die schiere Übermacht überwältigte mich.

Ich atmete aus und richtete mich wieder auf. Die Panikattacke hatte sich gelegt. Trotzdem war ich noch kreidebleich, wie ich an den besorgten Gesichtern der vorbeiziehenden Menschen erkennen konnte. Mit dem Ärmel wischte ich mir den Schweiß von der Stirn. „Ein Häufchen Elend in Gang zweiunddreißig“, hallte eine Stimme durch meinen Kopf. Ich klammerte mich an meinen Einkaufswagen und schleppte mich weiter. Nach einigen Metern fand ich den Gang mit dem gesuchten Thunfisch. In den unteren drei Reihen stapelten sich die Dosen der verschiedenen Anbieter. Ich schnappte mir das erstbeste Exemplar und musterte die Packung. Neben dem Tuna-Company-Logo zierte ein alter Kutter die Dose, der Kurs auf den Sonnenuntergang nahm. Es war ein romantisches Bild voller Sehnsucht und Abenteuerlust. Nur mit der Realität der schwimmenden Hi-Tech-Tötungsfabriken, die im Auftrag der Tuna Company die Weltmeere leerfischten, hatte es wenig zu tun. Mit einem Schulterblick sondierte ich die Lage. Nachdem mich letzte Woche beinahe ein Hausdetektiv geschnappt hatte, war ich vorsichtiger geworden. Ich hatte versucht, die Verpackungen von Eiern aus Bodenhaltung mit echten Bildern aus Mastbetrieben zu überkleben. Ich wollte es den Menschen schwer machen, sich für das Billigste zu entscheiden, und sie mit den Konsequenzen ihrer Ignoranz konfrontieren. Den wundgepickten Hühnern, die so schnell heranwuchsen, dass ihre Beine sie nicht mehr trugen. Diesen wehrlosen Geschöpfen, die mit

Hormonen, Turbofutter und Antibiotika vollgestopft wurden, um maximale Erträge zu erzielen. Ich wollte ihnen die gesamte Realität des ökonomischen Grauens um die Ohren fetzen. Für einen kleinen Moment sollten sie das Leid spüren. Das waren sie den Tieren schuldig. Ich sah mich um. Als ich sicher war, dass mich niemand beobachtete, zückte ich meine Aufkleber und platzierte einen davon auf der Dose direkt über dem Kutter.

„Jetzt mit noch mehr Delfin!“, stand auf dem knallroten Störer, der sich harmonisch in das Gesamtbild einfügte. Ich stellte die Dose zurück, nahm die nächste und wiederholte die Prozedur, bis keine Sticker mehr übrig waren. Gewiss, es war nicht viel, aber es war ein Anfang, versuchte ich mich zu überzeugen.

Als ich die Fleischtheke passierte, schrie ein greller Werbeaufsteller nach meiner Aufmerksamkeit. Schweinehack war im Angebot. Das Kilo kostete nun 3,49 Euro, informierte ein beängstigend farbenfroher Aufdruck. Einen Moment lang stellte ich mir vor, was die Produzenten alles tun mussten, um diesen Preis zu ermöglichen. Spaltböden, Turbofutter. Um einer weiteren Panikattacke vorzubeugen, brach ich den Gedankengang ab und begann zu summen. „Heiho, heiho ...“, wie es die sieben Zwerge in dem Disney-Film taten. „Heiho, heiho, wir sind vergnügt und froh ...“ Zur Sicherheit senkte ich den Blick, während ich weiter durch die Gänge irrte auf der Flucht vor mir selber. Apathisch schwebte ich durch das Konsum-Labyrinth. Vorbei an glänzenden Verpackungen, vorbei an Polyethylenen, Polycarbonaten und den schmutzigen Fakten, die von ihrer makellosen Oberfläche abprallten. Jeder Griff ins Regal ein stechender Schmerz. Ein Akt grenzenloser Überwindung. Zehn Minuten später startete ich in meinen halb vollen Einkaufswagen, und überprüfte den Inhalt. Es befanden sich ausschließlich Bio-Produkte darin, Obst und Gemüse, Teigwaren, Nüsse, Tofu, Mehl und verschiedene Öle. Hauptsächlich unverarbeitete Lebensmittel, die nicht mehr als vier Inhaltsstoffe enthielten, damit ich so wenig wie möglich Industrieschrott zu mir nahm. Ich musterte den Einkauf und stellte erleichtert fest, dass alles da war. Ich konnte endlich gehen.

Es gab insgesamt zehn Kassen, von denen drei geöffnet waren. Die Schlangen waren bei allen ungefähr gleich lang. Ich sah mir die Kassiererinnen an, dann die Menschen und ihre Einkaufswagen und entschied mich für die Kasse rechts außen, wo ich mich hinter einer Frau um die dreißig einreihete, die mir einen erwartungsvollen Blick

zuwarf. Sie war schlank, aber ein Blick auf ihren Einkauf verriet mir, dass schlank in ihrer Welt immer noch zu dick bedeutete. Nach und nach legte sie diverse Light-Produkte, vom Joghurt bis zur Cola, auf das Band. Es folgten eine Packung Reiswaffeln, eine Flasche französisches Wasser, Kaugummis und drei Tafeln Nuss-Nougat-Schokolade – die Familienpackung. Ich überlegte kurz, ob ich ihr erklären sollte, dass ihre zuckerfreien Kaugummis Aspartam enthielten. Ein Süßungsmittel, das sich im Körper zu Formaldehyd zersetzte. Doch ich schwieg. Irgendwie tat mir die Frau leid. Vielleicht hätte ich doch ihren Blick erwidern sollen, als nette Geste. Mehr hätte es nicht gebraucht, um ihren Tag zu retten. Stattdessen malte ich mir aus, wie sie zu Hause vor dem Fernseher saß, sich eine Schnulze über unerfüllte Liebe ansah und abwechselnd Magermilch-Joghurt und Nuss-Nougat-Stücke in sich hineinstopfte. Dann wurde mir bewusst, dass sie letztlich nicht viel anders war als ich. Wir befanden uns lediglich an verschiedenen Enden des Spektrums. Ihr Schmerz war mein Schmerz. Wir waren Leidtragende desselben Systems.

Jemand rief meinen Namen. Ein Pseudohipster in engen schwarzen Jeans und rotem T-Shirt winkte mir vom Ende der Schlange zu. Da mir sein Gesicht nicht vertraut vorkam, war ich nicht sicher, ob er mich meinte oder einen anderen Marvin, der in meiner Nähe stand. Doch als er sich mit den Worten, er müsse einen alten Freund begrüßen, an den Wartenden vorbeidrängte, überkam mich ein unangenehmes Gefühl der Vertrautheit.

„Marvin, altes Haus! Das ist ja ewig her“, begrüßte er mich. Um ein wenig Bedenkzeit zu gewinnen, lächelte ich und durchforstete währenddessen fieberhaft meinen Kopf nach einem passenden Namen zu dem Gesicht.

„Du hast keine Ahnung, oder? Ich bin’s, Tom!“, sagte er und deutete dabei auf sich, als ob sein Anblick die Lösung aller Fragen wäre.

„Tom, Tom ...“

„Von der Uni. Weißt du nicht mehr? Wir waren im gleichen Leistungskurs von Professor Grübner. Ich hatte die Haare damals länger.“

Tom. Da war er. Ich hatte ihn nun deutlich vor Augen, wie er zwei Reihen vor mir neben Klara Winter saß und ihr auf die Titten glotzte, während er mit ihr über modernen Feminismus debattierte. Wie er in den Pausen auf den Stufen lungerte und für jedermann sichtbar *Das Kapital* von Marx las. Wie er lautstark den Imperialismus

amerikanischer Unternehmen kritisierte und trotzdem jedem Trend hinterherhechelte.

„Ach Tom, hey, schön dich zu sehen“, sagte ich. „Was treibst du denn so?“

„Ich arbeite bei GreenNext, der Umweltschutzorganisation. Vollzeit und so. Ist echt klasse, Welt verändern und das alles. Solltest du auch machen.“

Ich sollte dir in deine verlogene Fresse schlagen.

„Wir sollten uns mal treffen“, sagte er und zückte seine aus biologischem Hanf gefertigte Brieftasche, die nicht im Geringsten zu seiner restlichen Erscheinung passen wollte.

„Wir machen nächste Woche eine Demo gegen die neuen Umweltgesetze. Komm doch mit, wir können jede Stimme brauchen.“

„Mal sehen, hab grad viel um die Ohren.“

„Kein Ding. Hier hast du meine Nummer, falls du es dir anders überlegst.“ Er gab mir eine Visitenkarte, auf der unter dem GreenNext-Logo *Tom Hurtz, Projektmanager* und seine Telefonnummer standen, und ließ seine Hand erwartungsvoll in der Luft verharren. Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, dass es nun an mir war, eine schicke Visitenkarte hervorzuzaubern. Die Business-Kultur machte offenbar auch vor Umweltschutzorganisationen nicht halt. Widerwillig zückte ich meine Brieftasche. Zwischen Mitgliedsausweisen diverser Videotheken und einer Liste aller gängigen Lebensmittelzusätze samt E-Nummern, zog ich eine zerknitterte Karte hervor und überreichte sie ihm. Tom las die Karte und formte dabei mit seinen Lippen stumm die Worte *BBWA Berlin, Werbeagentur, Marvin Ruf, Werbetexter*. „Werber, sieh an.“ Obwohl er es völlig wertfrei sagte, kam es bei mir nicht wertfrei an.

„Ich muss jetzt“, sagte ich. Nachdem ich bezahlt und meinen Einkauf in einer Tüte verstaut hatte, streckte ich meine Hand zum Abschied aus. Doch Tom ignorierte sie und umarmte mich. Ich erstarrte. Ich konnte fühlen, wie sein Herz gegen meine Brust pochte und sich sein Altherrenrasierwasser in meinen Haaren verfring. Es würde mich den ganzen Abend verfolgen, da war ich mir sicher. Als er mich eine gefühlte Ewigkeit später wieder losließ, nutzte ich die Gelegenheit und verließ den Markt.

„Wir sehen uns auf Facebook“, rief er mir hinterher. Aus seinem Mund klang es wie eine Drohung.

Auf dem Heimweg musterte ich Toms Visitenkarte. Ob sie aus

Recyclingpapier bestand? GreenNext also. Ich hatte immer gedacht, dass Tom einer von denen war, die voller naiver Träume von der Uni abgingen und nach dem ersten Tag im echten Berufsleben ihre Ideologie an den Nagel hängten, um sich für eine gut bezahlte Bürokarriere zu entscheiden. So wie es alle taten. Wie ich es getan hatte. Aber ich hatte mich getäuscht. Tom hatte seinen blinden Optimismus behalten. Ich ließ die Karte durch meine Finger gleiten. Das Papier war rau und schwer und ich konnte die Tinte spüren, als ich mit den Fingerkuppen über die Buchstaben strich. Wie unscheinbar sie doch war, fast unschuldig. Ich weiß noch genau, dass es diese Unschuld war, die mich damals davon abhielt, sie in der nächsten Mülltonne zu entsorgen. Welches Unheil konnte schon von einer Visitenkarte ausgehen? Wie konnte ich ahnen, dass sie nicht weniger als die Eintrittskarte zu meinem Untergang war? Ich warf sie nicht weg, sondern machte den ersten in einer endlosen Reihe von Fehlern: Ich behielt sie.